

Die Frauen in der Urgeschichte.

Von

DR. M. MUCH.

Vortrag, gehalten am 6. December 1882.

Mit zwei Tafeln.

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist nun schon zu wiederholten Malen in Ihrem verehrten Kreise von ausgezeichneten Gelehrten über die Urgeschichte der Menschheit gesprochen worden, so dass ich nicht ohne Zagen daran gehe, abermals ein urgeschichtliches Thema zu behandeln. Zwar hat die Forschung auf diesem Gebiete der Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten ebenso überraschende als umfangreiche Resultate zu Tage gefördert, und es bieten sich nunmehr die verschiedensten Standpunkte dar, von welchen aus wir dieses Gebiet betrachten können; allein ich fürchte, dass ich nach so eingehenden Vorträgen kaum im Stande sein werde, Ihr Interesse an meinen Gegenstand zu fesseln, umsomehr, als ich Sie des Ueberblickes wegen bitten muss, mir zu gestatten, allgemeine Mittheilungen vorauszuschicken, wodurch ich in Gefahr komme, längst Bekanntes zu wiederholen.

Die Urgeschichte sucht jene Zustände der Menschheit zu erforschen, die viel älter sind als alle schriftlichen Nachrichten oder lebendigen Erinnerungen der Völker, oder über die doch nur dürftige und lückenhafte Mittheilungen vorliegen. Hinterlassenes Geräth aus Stein, Bein und Metall, Thongeschirre, die Leiber der Menschen

selbst, soweit sie erhalten sind, ihre Gräber und Bauwerke müssen uns Kunde geben über Zeiten, die aller Kenntnissnahme entrückt zu sein schienen.

Ja diese schlechten verfallenen Dinge geben uns oft zuverlässigere Kunde als schriftliche Quellen, da sie, wenn sie uns auch Namen und Thaten verschweigen, doch eine viel unmittelbarere Anschauung gewähren als diese, und so kennen wir beispielsweise die Zustände der Bewohner unserer Heimatländer vor der Römerherrschaft zum Theile schon ebenso gut, wenn nicht besser, als jene während und unmittelbar nach derselben.

Es ist noch kein volles Menschenalter verflossen, seit die Geschichte jener Völker, welche Mitteleuropa, insbesondere auch unsere Heimat bewohnten, bei dem Einzuge römischer Heere abschloss; unsere Kenntniss dessen, was darüber hinausliegt, beschränkte sich auf einige wenige Namen, die uns griechische und römische Schriftsteller überliefert hatten. Allerdings haben zahlreiche Funde verschiedener Gegenstände aus Stein, Bronze, Thon und anderer Art schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Menschen erregt, allein man ging in der Anschauung lange Zeit vielfach auf Irrwegen. Noch im vorigen Jahrhunderte wurden ganz allgemein und selbst von Schriftstellern das aus Stein gefertigte Beil, wie wir es nun in zahllosen Stücken in den Pfahlbauten und in den gleichzeitigen Landansiedlungen gefunden haben, als Donnerkeil erklärt. Happellius, ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, sagt: „Der Keil (wörunter er das steinerne Beil der Steinzeit meint) entsteht aus der Materie,

die mit den Dünsten in die Luft gezogen und daselbst durch die Kraft des Versteinerungsgeistes in einen harten Stein verhärtet und verwandelt wird. Diese Materie ist irdisch klebricht, grob und schweflicht, aber meist herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solchergestalt hat man gemerkt, dass die Wolken, daraus ein Wetterkeil erzeugt worden, insgemein grünlich, tief und etwas schwarz erscheinen, denn eine solche Wolke ist voll Schwefels und irdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemal einerlei Gestalt und soll, nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Arzeney haben.“

Noch heute ist dieser Wahn im Landvolke allgemein verbreitet, nicht blos bei den Deutschen und Slaven, sondern auch in gleichem Masse bei den Franzosen, Italienern u. s. w., so dass ein französischer Gelehrter ein ganzes Buch über den Aberglauben schreiben konnte, der sich an die Stein- und Knochengeräthe unserer Vorfahren knüpft.

Der Aberglaube war es auch, welcher die Landleute zum Sammeln dieser Dinge veranlasste, um sie als Amulete und Zaubermittel überhaupt zu benützen. So bewahren die slavischen Bauern in manchen Gegenden Böhmens und Mährens noch heute steinerne Beile unter dem First des Daches gegen den Blitzschlag oder bereiten daraus eine Medicin gegen Krankheiten des Viehes; sie vermuthen sogar eine Art magnetischer Kraft in ihnen, da nach ihrer Ansicht schon das Bestreichen mit

einem Steinbeile oder sogenannten Donnerkeile genügt, um schlecht milchende Kühe zu heilen. Selbstverständlich trennen sich diese Leute nicht um schweres Geld von ihrem Zaubermittel.

In ähnlicher Weise wurden die Graburnen, in denen die Reste der verbrannten menschlichen Leichen in der Erde beigesetzt wurden, als „von Gott und der Natur gewirkte Töpfe“ erklärt, welche vorzüglich „im Mayen“ wachsen, wo die Kraft der Natur am lebendigsten ist.

Nicht anders war es mit der Anschauung über die in der Erde erhaltenen Knochen, insbesondere der Elephanten, Rhinoceroten, Löwen und anderer grossen Thiere, die wie die Graburnen für Naturspiele, für Erzeugnisse der formenden Kraft der Natur gehalten wurden.

Es war schon ein sehr bedeutender Fortschritt, als die Stein- und Beingeräthe und die Thongefässe als ein Werk von Menschenhand, die Knochen als Knochen erkannt wurden, wiewohl auch da noch die menschliche Erkenntniss lange Zeit irre ging.

Aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller war uns als der älteste Volksname unserer Gegenden jener der Kelten überliefert worden, und so wurde jedem Fundstücke, das nur halbwegs die Spuren der menschlichen Hand an sich trug, ob es nun ein rohes Steinbeil oder ein vollendeter Bronzeschmuck war, keltischer Ursprung zugeschrieben. Dass mit dieser Meinung der Forschung lange Zeit die weiteren Wege versperrt wurden, ist klar.

Ebenso war es mit den Knochen der diluvialen Thiere, die man endlich wohl als Knochen erkannte, aber

einem Geschlechte von Riesen zuschrieb. So hat bekanntermassen das Riesenthor des Stefansdomes nicht von seiner nur mässigen Grösse, sondern von dem einst im Innern der Kirche in der Nähe des Thores aufgehängten Schenkelknochen eines Mammut den Namen. Der gelehrte Brückmann sah noch im Jahre 1729 den Knochen hängen, der muthmasslich mit einem im geologischen Universitäts-Museum befindlichen, mit der Jahreszahl 1433 versehenen Mammutknochen identisch ist.

In der Michaelskirche zu Hall am Kocher soll noch heute ein riesiger Stosszahn hängen, welcher nebst anderen Knochen bei Neubronn gefunden wurde. Ein solcher vermeintlicher Riese wurde auch zu Liegnitz in Schlesien gefunden; seinen Kopf sandte man an die Domkirche zu Breslau, die übrigen Gebeine an andere berühmte Kirchen Europas. Am Portale der Domkirche zu Krakau hingen ebenfalls, ich weiss nicht, ob jetzt noch, der Schädel eines Rhinoceros und andere Gebeine.

Dieser an vielen Orten wiederkehrende sonderbare Gebrauch, Knochen vorweltlicher Riesenthiere an den Portalen und im Innern der Kirchen, in die doch nichts Unheiliges gelangen darf, aufzubewahren, hängt wohl mit dem Knochencultus überhaupt zusammen; wissen wir doch, dass in Valencia der Backenzahn eines Mammut als Reliquie des heiligen Christof verehrt wurde, und noch im Jahre 1789 trugen die Chorherren des heiligen Vincenz den Schenkelknochen eines solchen Thieres als dessen vermeintlichen Arm in Procession herum, um dem Lande Regen zu erflehen.

Fast mit Sicherheit kann man annehmen, dass die Mittheilungen des Wiener Doctors Wolfgang Lazius über die Auffindung der Riesen Og und Magog in der Stadt Wien auf dem Funde diluvialer Thierknochen beruhen; derselbe Schriftsteller erwähnt im dritten Buche seiner „Wienerischen Chronica“ unter den ansehnlicheren Häusern unserer Stadt auch eines, „da dess Risen Schienbain aufgehenket ist“.

Wir sollten uns nicht verwundern über derlei Ansichten; war ja nach den Traditionen von Juden und Mohamedanern unser Stammvater Adam ein 20 Meter hoher Mann, und waren doch selbst der heilige Augustin und der Philosoph Leibnitz nicht frei vom Glauben an einstige Riesengeschlechter.

Wir lächeln, wenn wir von Donnerkeilen hören, die den Blitz ablenken und den Kühen die Milch wiedergeben, von Graburnen, die wie die Trüffeln in der Erde wachsen, und von Knochen der Elephanten, die als Heiligengebeine verehrt werden; allein die Ermittlung der Wahrheit ist denn doch keine so leichte gewesen, als es uns nun scheint. Die Vorstellung, dass vor uns Völker hier gewohnt haben, welche keine Metalle gekannt, deren Existenzbedingungen lediglich auf Werkzeugen aus Stein und Bein beruht haben, ja dass hier in unserer Heimat mit ihrem siebenmonatlichen Winter eine üppige Thierwelt sich entwickelt habe, wie wir sie sonst nur in den Tropen finden, dass endlich einst in Italien und Frankreich, in Belgien und Polen, an den Ufern des Rheins wie an jenen unserer Donau unter Elephanten und Fluss-

pferden, unter Löwen und Nashornen auch schon der Mensch gelebt habe, war nicht so naheliegend und nur nach vielen vergeblichen Anstrengungen und Fehlgriffen des forschenden Geistes zu gewinnen.

Heute erfreuen wir uns der grossen und gesicherten Forschungsergebnisse; wir sehen eine neue Wissenschaft, die Urgeschichte, vor unseren Augen erstehen und sich in ungeahnten Fortschritten entwickeln. Sie erschliesst unserem Wissensdrange ein neues und bis jetzt noch unübersehbares Forschungsgebiet, und gestattet uns den Blick in Zeiten zu richten, in die wir bis vor wenig Jahrzehnten nie gehofft hatten zu schauen.

Wie Ihnen bekannt ist, beruhen die Forschungsergebnisse in der Urgeschichte zunächst auf den Funden menschlicher Erzeugnisse, sodann aber auch thierischer und pflanzlicher Reste und selbst einfacher mineralischer Substanzen, soferne sie in Gesellschaft der ersteren gefunden wurden oder doch Beziehungen zwischen beiden ermittelt werden können.

Allein die Aufschlüsse, welche uns diese Dinge an sich geben können, würden nicht von weittragender Bedeutung sein; erst die Vergleichung derselben untereinander und mit gleichartigen Funden sowohl derselben Gegend, als weit entfernter Orte, und selbst mit Objecten der Gegenwart hat die Wissenschaft befähigt, jetzt schon eine sichere Zeitenfolge zu ermitteln, in der sich die Zustände der Völker, welche Europa je bewohnten, entwickelt haben. Es hat sich dabei ergeben, dass gewisse Zustände nicht blos eine weite Verbreitung hatten,

sondern auch in unveränderter oder doch kaum merkbar veränderter Weise, oder mit anderen Worten auf der Basis derselben Culturelemente einige Zeit fort dauerten. Wir nennen diese sich länger erhaltenden Zustände der Urzeit Culturperioden; sie finden ihren jeweiligen Abschluss durch den Hinzutritt neuer Culturelemente, d. i. neuer Hilfsmittel von solcher Bedeutung, wie etwa die Aneignung der wichtigeren Metalle, die Zähmung der Thiere, der Ackerbau, dass sie die Menschen jedesmal zu einem bedeutenden Fortschritt befähigten und der darauf folgenden Zeit den Charakter aufprägten.

Darnach hat sich uns eine erste Periode ergeben, in welcher der Mensch weder Metalle, noch zahme Thiere, noch Ackerbau kannte; seine gesammten Hilfsmittel beruhten in roh zugeschlagenen Steinen und wenigen Knochengeräthen: es ist dies die paläolithische Periode oder die Zeit der geschlagenen Steingeräthe.

Ihr folgte eine Periode, in welcher der Mensch es verstanden hat, Thiere zu zähmen und Getreide zu bauen; seine meisten Waffen und Werkzeuge verfertigte er noch immer aus Stein, den er aber zu poliren und zu schleifen verstand: es ist die Zeit der polirten Steingeräthe oder die neolithische Periode.

Am Schlusse dieser Periode stellt sich zuerst das Kupfer und bald darnach das Zinn ein, aus deren Verbindung die Bronze hervorgeht; dieses Metall beherrscht nun lange Zeit die Zustände des europäischen Menschen, wir nennen sie deshalb die Bronzezeit.

Schliesslich tritt das Eisen hinzu, welches die Bronze alsbald von der Verwendung zu Waffen und Werkzeugen, sodann auch wenigstens theilweise von der Verwendung zu Schmuck ausschliesst. Die hiedurch charakterisirten Unterabtheilungen der Eisenzeit nennen wir von ihren wichtigsten Fundorten die Hallstätter Periode und die La Tène-Periode.

In all' diesen Perioden menschlicher Culturentwicklung suchen hunderte von Forschern neue Pfade. Auf einige derselben wurden Sie schon in früheren Vorträgen geführt; heute wollen wir es versuchen, jenen Wegen zu folgen, auf denen wir das stille, aber wirksame Walten der Frauen beobachten zu können hoffen.

Ich will mich hierbei der Kürze wegen im Wesentlichen auf Funde und Forschungsergebnisse aus unserer Heimat beschränken und die Frauen zu schildern versuchen, wie sie sich uns hauptsächlich zur Zeit der diluvialen Thiere, insbesondere des Mammut in Niederösterreich, zur Zeit der Pfahlbauten in den oberösterreichischen Seen, endlich zur Zeit des grossen Grabfeldes in Hallstatt darstellen.

Strenge genommen gehört auch das germanische Alterthum in das Bereich der Urgeschichte, insbesondere soweit es sich um die Erforschung der Culturzustände desselben handelt, die zum grossen Theile auf das Studium der Funde gewiesen ist. Doch bildet diese Periode für sich ein so umfangreiches und wichtiges Gebiet der Forschung, dass es unmöglich ist, über dieselbe nur so nebenher zu sprechen; indem ich sie aber von meinen

Betrachtungen ausscheide, gebe ich mich der Hoffnung hin, dass einmal eine bessere Kraft als die meine auch über die Frauen der deutschen Urzeit sprechen werde.

Die ältesten Spuren des Menschen führen uns in die Periode des sogenannten Diluviums zurück; wir können die Zeit, die seither verflossen, noch nicht ziffermässig nachrechnen, nur nach Jahrtausenden schätzen. Es ist begreiflich, dass ein so bedeutender Zeitraum nicht vorübergezogen, ohne die grössten Veränderungen in der Natur zurückzulassen. Und in der That sah es damals in unseren Heimatländern ganz anders aus. Wenn auch die allgemeine Vergletscherung der sogenannten Eiszeit nicht mehr die riesige Ausdehnung gehabt haben mochte wie auf dem Gipfelpunkte ihrer Entwicklung, so blickten doch noch aus dem Hintergrunde aller grösseren Alpenthäler, wie beispielsweise etwa aus dem Höllenthal, aus den Thälern der Traisen, Erlaf, Enns, Traun u. s. w. gewaltige Gletscher in das tiefere Gelände des Donauthales herein.

Trotz der Nähe solcher Gletscher darf man sich das tiefere Land nicht etwa als Eiskruste vorstellen, denn bekanntlich wurde die grosse Vergletscherung der Alpen und anderer höherer Gebirge Europas und selbst der norddeutschen Ebene nicht durch eine ausserordentliche Kälte bewirkt; reichere Niederschläge im Winter und nur um wenige Grade kühlere Sommer genügten, um im langsamen Vorschreiten, doch in angemessener Zeit die Höhen mit Firn zu bedecken, die Thäler mit riesigen Gletschern zu erfüllen. Der Winter konnte dabei sogar milder sein.

Unter diesen Umständen konnte sich in den von den Gletschermassen nicht unmittelbar berührten Strichen und namentlich in der Zeit des Zurückweichens der Gletscher eine ganz üppige Vegetation entwickeln, die wir am besten mit der Vegetation des Parklandes vergleichen. Während sich in den durch das sommerliche Schmelzen der Gletscher häufig überflutheten Thalebene n lichter Au- und Bruchwald ansiedelte und mit sterilen Schuttbänken wechselte, trat der Wald an den Abhängen der niedrigeren Thalgelände in geschlossenen Beständen zusammen, und während im feuchten Grunde der kleineren Seitenthäler Wiesen grünt, waren die Flächen der Plateaux von einer steppenartigen Haide bedeckt.

Auf diesem Boden konnte sich eine an Individuen und Arten reiche Thierwelt erhalten, wie wir sie heute nur mehr im Innern Afrikas sehen. Auf den höher gelegenen Haideflächen tummelten sich kleinere Thiere insbesondere der verschiedenen Nagerarten, wie wir sie jetzt noch in der eigentlichen Steppe finden, wogegen Biber und Fischotter, Wildschwein, Reh und Gemse die Thalgründe und ihre Abhänge belebten.

Was uns aber am überraschendsten erscheint, ist die Thatsache, dass damals auch in unserer engeren Heimat Niederösterreich grosse Heerden von Elephanten, von Auer- und Bisonochsen, Elenthieren, Edel- und Riesenhirschen in den parkartigen Niederungen woideten, während sich Nashorne und Flusspferde in den Mooren der Flussthäler badeten.

Löwen, Hyänen und die oft genannten Höhlenbären fanden in dieser reichen Thierwelt allezeit eine üppig besetzte Tafel, die Höhlenbären insbesondere entwickelten sich unter so günstigen Verhältnissen in solcher Menge, dass ihre Skelete in den Höhlen, wohin sie sich zum Sterben zurückgezogen haben, nach tausenden zählen.

Mitten in dieser Thierwelt lebte einst der Mensch! Es ist allerdings noch nicht lange her, seit es gelungen ist, seine Spuren in der Gestalt seiner Geräthe aus Feuerstein und in seinen mit Kohlen, Asche und den zurückgelassenen Knochen der verzehrten Thiere erfüllten Lagerplätzen nachzuweisen, allein diese Beweise sind nun über allen Zweifel erhaben. Nicht nur in Frankreich und Belgien, wo man die Zeugnisse von der Gleichzeitigkeit des Menschen in Europa mit Elephanten, Nashornen, Löwen u. s. w. zuerst aufgefunden hat, auch im südlichen und mittleren Deutschland, in Böhmen, Mähren, und ganz insbesondere in Niederösterreich ist diese nun an vielen Stellen, wie bei Stillfried, Gösing, Stettenhof, Zeiselberg, Städteldorf, Sonnberg, Oberhollabrunn nachgewiesen, so dass wir nun mit ziemlicher Sicherheit sagen können, dass fast überall, wo Knochen diluvialer Thiere in grösserer Menge angehäuft sind, die Hand des Menschen dabei thätig gewesen ist.

Auch im Boden Wiens kommt ab und zu ein Knochen jener riesigen Thiere zum Vorschein, ein Beweis, dass sich auch hierher ihre Weidegänge erstreckt haben, und es wird Ihnen, verehrte Anwesende, demnach nicht mehr so befremdlich erscheinen, wenn ich sage, dass

einst vielleicht auch auf den Stätten, wo heute unsere herrlichsten Kunstschöpfungen stehen, Menschen von beispielloser Wildheit der Fährte des Elefanten nachgezogen sind oder sich zum Kampfe mit einem Löwen gestellt haben.

So weit es der Wissenschaft bis jetzt möglich war, Licht in diese bisher in vollständiger Finsterniss begraben gewesene Zeitperiode zu bringen, haben wir es in derselben mit Menschen von äusserster Rohheit zu thun. Ihre Nahrung schafften sie sich lediglich durch die Jagd, und zwar gleich den Raubthieren, in deren Gesellschaft sie lebten, mit Anwendung von Schlaueit und List, denn ihre aus Feuerstein und Knochen verfertigten Geräthe sind von der primitivsten Einfachheit und von solcher Unzulänglichkeit, dass sie sich kaum anders als mittelst Fallgruben oder vergifteter Waffen ihrer Jagdthiere bemächtigt haben konnten. Ob sie das Fleisch derselben am Feuer zubereiteten oder roh verzehrten, lässt sich nicht sagen, denn die auf ihren Lagerplätzen zurückgebliebenen Kohlen können auch von Feuern herrühren, bei denen sie sich wärmten oder gesellig zusammenfanden.

Jedenfalls hatten sie keine Gefässe zum Kochen, aber auch kein Getreide, keinen Lein, keine zahmen Thiere. Selbstverständlich fehlte ihnen jedes gewebte Gewand.

In höhlenreichen Gegenden, wie in Frankreich, Belgien u. s. w. fanden sie in den Höhlen genügende Unterkunft, anderwärts, wie in Niederösterreich, suchten

sie an steilen Ufergehängen, an Felswänden, vielleicht auch in Erdgruben Schutz vor Wind und Wetter. Sie hatten jedoch keine stabilen Ansiedlungen, sondern nur zeitweilige Lagerplätze von längerer oder kürzerer Dauer, die sie, wahrscheinlich in nicht bedeutenden Trupps durch das Land streifend, wiederholt und vielleicht zu bestimmten Jahreszeiten aufgesucht zu haben scheinen.

Dem äusserst primitiven Culturzustande des Menschen dieser Periode im Allgemeinen entspricht wohl auch jener der Frauen im Besonderen. Wir haben noch keine Funde gemacht, aus denen wir positive Nachrichten über die Stellung der Frauen in dieser Zeit schöpfen könnten; es ist anzunehmen, dass sie, wie bei allen rohen Völkern, eine sehr untergeordnete gewesen ist. Wenn sich die Frauen etwa an der Anfertigung der wenigen und höchst einfachen Geräthe und Schmucksachen, die wir im Besitze der Mammutjäger finden, betheiligt haben, so geben diese nur Zeugniß eines sehr beschränkten Ideenkreises.

In Frankreich und in der Schweiz hat man allerdings unter den Reliquien dieser Zeit auf Knochen eingeritzte Zeichnungen von Thieren gefunden, welche eine vorzügliche Naturauffassung und selbst einen gewissen Kunstsinn erkennen lassen. Es läge nichts dagegen vor, auch hierbei die Mitwirkung der weiblichen Hand gelten zu lassen, allein neuestens ist die Echtheit aller dieser Zeichnungen abermals in Zweifel gekommen, und ich muss daher verzichten, dem traurigen Bilde, das uns die Frau in dieser frühesten Periode der Mensch-

heitsgeschichte bietet, einige erfrischende Farben aufzusetzen.

Die Thätigkeit der Frauen in jener Zeit dürfte sich nach Allem, was vorliegt, auf das Zusammennähen von Thierfellen zu Gewändern und Zeltdecken, wenn letztere überhaupt vorhanden waren, etwa noch auf das Einsammeln von Beeren, wildem Obst, von Vogeleiern, Conchilien und ähnlichen leicht erreichbaren Dingen und auf die Function eines Lastthieres beim Nachschleppen der wenigen Habseligkeiten beschränkt haben.

Im Einklange damit steht der dürftige und spärliche Schmuck, wenigstens soweit als wir ihn noch kennen zu lernen vermögen: einige Ringelchen aus Knochen und aneinander gereihte Thierzähne, das ist Alles, womit sich die Schönen jener Zeit, wenn ich für sie dieses Wort überhaupt gebrauchen darf, herausputzten. Ja gerade bei der Anfertigung des Schmuckes zeigt sich der überaus niedrige Zustand dieser Menschen recht deutlich, da es einzelne Stämme, wie z. B. die Bewohner der Šipka-Höhle in Mähren noch nicht einmal verstanden hatten, durch ihre Schmuckstücke ein Loch für die Schnur zu bohren; sie beschränkten sich darauf, seitliche Einschnitte zu machen, und mussten daher jeden einzelnen Zahn mit der Schnur besonders binden.

Im Allgemeinen gewährt uns diese Periode ein Bild äusserster Armuth und Bedürfnisslosigkeit, erfüllt von einem endlosen und schliesslich aufreibenden Kampfe ums Dasein. Die gewaltige Thierwelt des Diluviums, die Elephanten, Nashorne, Renthiere, Löwen,

Höhlenbären u. s. w. sind verschwunden, aber auch der Mensch dieser Zeit ist vom Schauplatze abgetreten, um einem friedlicheren Geschlechte Platz zu machen.

Die nunmehr im mittleren Europa neu eindringenden Völker zeigen einen überraschenden Grad von Cultur: sie werden von ihren aus Rindern, Schweinen, Ziegen und Schafen bestehenden Heerden begleitet; sie sind aber keineswegs Nomaden, denn sie treiben auch Ackerbau und bringen Getreide und Lein aus ihrer Heimat mit, ja sie sind mit einem gewissen Eifer bedacht, ihren Wohnsitzen möglichste Sicherheit und den Charakter der Stabilität zu geben.

Darum errichten sie ihre Ansiedlungen gerne auf isolirten Anhöhen oder doch an Orten, denen schon die natürliche Gestaltung einigen Schutz gegen Angriffe verleiht; wo sie an Seen oder Sümpfe kommen, errichten sie ein Pfahlgerüst im Wasser und bauen auf dieses ihr Haus.

Massenhafte Anhäufung der Abfälle von der Anfertigung ihrer Geräthe, von abgenützten Werkzeugen, von Topfscherben, von Knochen der verzehrten Thiere zeugen für den jahrhundertelangen Bestand ihrer Wohnsitze, also gegen nomadisches Wesen der Angekommenen.

Sie bauen mehrere Getreidearten, nämlich Weizen, Gerste und Hirse, ganz insbesondere auch den Lein; sie sammeln allerlei Früchte, ziehen aber auch schon eine verbesserte Sorte von Aepfeln. Sie können spinnen und weben, sie haben zwar noch kein Metall oder besitzen es doch nur in sehr spärlicher Menge, aber sie verfertigen

sehr mannigfaltige Geräte und Schmucksachen aus Knochen, Hirschhorn, Holz und insbesondere aus Stein, den sie durch Schleifen mit einer Schneide zu versehen und zu poliren verstehen, was eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale gegen die Periode der Mammutjäger und Renthierleute bildet, welche die Steinwerkzeuge nur in sehr roher Weise zuzuschlagen vermochten. Dort, wo sich geeignetes Gestein vorfand, wie der Feuerstein des Nordens, gaben die daraus angefertigten Werkzeuge jeder Art den metallenen an Wirksamkeit wenig nach.

Sie wohnen, sei es auf ihren Pfahlgerüsten in den Seen oder auf den Anhöhen, in grösserer Zahl und nicht selten in dicht gedrängten Ansiedlungen beisammen; wir schliessen hieraus auf gesellige Ordnung, auf Recht und Sitte. Die gefälligen Formen der Geräte und Waffen, der Schmuck, noch mehr aber die Formen und Ornamente der Thongefässe zeugen vom erwachten Gefallen am Schönen. Diese Ornamente, zumeist symbolische Zeichen, wie das so häufig vorkommende Kreuz, die Sonnenscheibe u. s. w. lassen ein gewisses Mass und die Art ihrer religiösen Vorstellungen erkennen, die wie bei jedem Ackerbauvolke auf dem Sonnendienste beruhen.

So unüberschreitbar gross die Kluft ist, welche die Menschen der älteren Pfahlbautenzeit von der Mammut- und Renthierperiode scheidet, um so Vieles erhabener steht die Frau dieser Zeit über jener der früheren. Sie ist, wie alle Anzeichen darthun, nicht das Lastthier, sondern die Genossin des Mannes, die im Hause mit der

mannigfachen Arbeit auch die Herrschaft über dasselbe übernommen hat. So düstere Farben die Reste tragen, welche uns aus dieser Zeit erhalten sind, so frisch und anmuthig ist ohne Zweifel das Bild der Wirklichkeit gewesen; sehen wir einmal zu, wie es sich gezeigt haben mochte.

Die Gestalt der Schädel, die besondere Art der Cultur und die Summe der Culturelemente, die die Menschen dieser Zeit mit uns gemein haben, machen es sehr wahrscheinlich, dass seit ihrer Einwanderung kein allgemeiner Bevölkerungswechsel mehr stattgefunden hat, dass sie also mit uns in einem wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Mit Sicherheit können wir sagen, dass die Bewohner der Pfahlbauten und der gleichzeitigen Ansiedlungen Niederösterreichs u. s. w. der arischen Rasse angehören. Da in jener Zeit gewiss noch keine so durchgreifende Vermischung der Rassen stattgefunden hatte, so dürfen wir annehmen, dass die Frauen jener Zeit von angemessener Grösse waren und blaue Augen, hellblonde Haare und weisse Haut besaßen, soweit letztere nicht durch die Arbeit auf dem Felde gebräunt war.

Auf dem Felde war den Frauen ohne Zweifel ein grosser Theil der Arbeit zugewiesen. Wenn der Mann den Pflug führte, so war ihnen vielleicht das Säen vorbehalten; jedenfalls hatten alle Hände voll zu thun bei der Ernte. Die Halme wurden aber damals nicht am Boden abgeschnitten, sondern unmittelbar unter den Aehren, wie einst in Aegypten.

Es lässt sich nach Analogien schliessen, dass, wenn einmal die Ernte vollendet war, alle weitere Verarbei-

tung des Getreides der Frau oblag. Sie hatte jedenfalls dasselbe zu mahlen, wozu die Mahlsteine dienten, die Sie hier Gelegenheit zu sehen haben: eine untere hohle Platte und eine kleinere convexe darüber, zwischen denen die Körner zerrieben wurden.

Auch im deutschen Alterthume war das Mahlen des Getreides Geschäft der Frauen.

Das Mehl war selbstverständlich nicht fein und weiss wie das heutige, sondern nur ein Schrottmehl, aus dem sowohl eine Art Brei bereitet wurde, wie die verkohlten Speisereste an den zerbrochenen Töpfen zeigen, aber auch zierlich geformte Brote von der Grösse unserer Semmeln und von dem körnigen Aussehen des sogenannten Grahambrotes.

Ich bin so glücklich, Ihnen solche kleine Laibchen aus einem Pfahlbau im Mondsee zeigen zu können, und ich kann wohl sagen, dass in Wien Brot von einem Alter von 3000 Jahren noch nicht zu sehen gewesen ist.

Sie werden sich mit Recht über das eben Gesagte verwundern und meine Behauptung vielleicht anzweifeln, allein sie ist vollständig begründet.

Wie Ihnen bekannt ist, ruhten die Pfahlbaudörfer auf einem in den Seegrund eingerammten Pfahlwerke, auf welchem die aus Flechtwerk oder überhaupt aus Holz errichteten und mit Stroh und Schilf gedeckten Hütten standen.

Bei der Masse des brennbaren Materiales und da nur offene Herdfeuer vorhanden waren, geschah es nicht selten, dass die Pfahlbauansiedlungen in Brand geriethen,

wobei natürlich von einer Rettung der Habseligkeiten keine Rede sein konnte.

Als die brennenden Pfähle die Last über ihnen nicht mehr tragen konnten, brach das ganze Pfahlgerüst sammt dem zum Theile vielleicht schon verbrannten, zum Theile aber noch brennenden Inhalte der Hütten zusammen und sank, im Wasser plötzlich gelöscht, auf den Grund des Sees, wo sich Alles, was sich eben im verkohlten Zustande befand, bedeckt von dem allmähig darauf abgesetzten Schlamme, bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat.

Das Unglück der armen Leute, die eben nur ihr Leben retten konnten, wurde so zum Glücke für die Wissenschaft, da durch die Verkohlung nicht bloß Holz, Getreide, Brot, sondern auch hunderterlei andere Dinge bewahrt wurden, welche uns die eingehendsten Aufschlüsse gewähren.

Weil wir nun schon einmal die Frauen beim Brotbacken am Herde beschäftigt sahen, so dürfen wir vielleicht den Versuch machen, noch ein wenig in die anderen Töpfe zu gucken.

Ohne Zweifel brachten die Frauen mancherlei Abwechslung auf den Tisch; hatten sie ja doch ausser dem Weizen auch noch Gerste, Hirse, Milch, Butter, Käse und in grosser Fülle das Fleisch ihrer Hausthiere und mancherlei Wildbraten, wovon ich als die häufigeren jene vom Hirsch und Reh, von der Gemse, vom Biber, vom Wildschwein nenne; nicht zu vergessen allerlei

wildes Geflügel und insbesondere die Fische, welche die Gewässer unserer Alpen damals noch in reicher Zahl und in erstaunlicher Grösse belebten, wie insbesondere die Hechte und die köstlichen Seeforellen. Rechnen wir dazu noch die in grosser Menge und Mannigfaltigkeit zur Verfügung gestandenen und eifrig gesammelten Beerenfrüchte, von denen wir heute noch viele Arten hochschätzen, dann an manchen Orten die Wassernüsse, ferner die, wie es scheint, sehr beliebt gewesenen Haselnüsse und sowohl wilde als cultivirte Aepfel, so würden wir kaum viel Bedenken tragen, uns einmal zu unseren Alvordern auf den Pfahlbauten an den Tisch zu setzen. Die Aepfel wurden in grosser Menge in Gestalt der sogenannten, auch noch heute üblichen Aepfelspalten für den Winter aufbewahrt, zum Theile auch zur Bereitung von Mus verwendet.

Das Fleisch wurde nicht blos in Töpfen gesotten, sondern auch gebraten, und zwar da in jener Zeit offenbar noch keine Bratröhren existirten und nur das offene Herdfeuer zur Verfügung stand, ähnlich wie auf einzelnen Inseln der Südsee mittels erhitzter Steine, mit denen das Fleischstück umschichtet wurde. Viele hunderte solcher Hitzsteine mit allen Spuren des Gebrauches finden sich noch an den Pfahlbaustellen.

Die Reste von der Tafel fielen den Hunden zu, unter denen es auch damals manchen Liebling der Frauen gegeben haben mag. Freilich waren es nicht immer Knochenabfälle, über die sie sich hermachten, mitunter gerieth auch irgend ein Werkzeug aus Bein vom Arbeits-

tische der Frau in ihre Zähne, was den häuslichen Frieden zuweilen empfindlich gestört haben mag.

Bei solcher Fülle der Nahrungsmittel lässt sich vermuthen, dass Beeren und Obst nicht die einzige Würze der Tafel gebildet haben; man hat nämlich in den Wohnstätten jener Zeit viele Bruchstücke von thönernen Sieben gefunden und vermuthet, dass die Frauen mit Hilfe derselben Bier und Meth bereitet haben. Ein ernstlicher Widerspruch ist gegen diese Vermuthung nicht erhoben worden, und sie mag ihre Richtigkeit haben, da zu dem Zwecke Honig und Gerste zur Verfügung gestanden sind.

Es ist überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, welch' culturfördernde Bedeutung in der Kochkunst steckt; die Entwicklung derselben hat aber eine andere Kunst zur nothwendigen Voraussetzung, das ist die Kunst, aus Thon Töpfe zu machen. Beide stehen in einem innigen Zusammenhange, beide werden auf allen primitiven Culturstufen von den Frauen geübt, und ich trage kein Bedenken, anzunehmen, dass wir die Erfindung und erste Entwicklung der Töpferkunst den Frauen zu danken haben. Es mag dabei zugestanden werden, dass Spielerei der Kinder die erste Veranlassung dazu gegeben hat, dass manche zufällige Erfahrung, aber eben wieder zu meist an der Wirkung des Herdfeuers, z. B. auf den zur Verbindung der Herdsteine verwendeten Lehm, vorausgegangen ist, dass es aber doch die Frauenhand gewesen, welche den ersten Topf geformt, welche denselben zum ersten Male mit Wasser gefüllt und an das brodelnde Feuer gestellt hat.

Im ältesten Abschnitt der Pfahlbautenzeit sind Form und Technik der Gefässe noch sehr einfach und selbst roh; doch schreitet die Entwicklung rasch vorwärts, und am Ende dieser Zeit begegnen wir nicht nur einer grossen Vollendung in der Verarbeitung des Materiales und in dem Vorgange des Brennens, sondern auch einer staunenswerthen Mannigfaltigkeit der Gefässformen. Wir sehen da grössere und kleinere Töpfe, Schüsseln, Schalen, Krüge, selbst Specialitäten mancherlei Art. Die Schüsseln, Krüge und im Allgemeinen die kleineren Gefässe sind mit verschiedenen, oft sehr reichen, vorzüglich aus Kreuzen, Sonnenscheiben und Dreiecken bestehenden Ornamenten bedeckt, welche häufig durch vertiefte und mit einer weissen Masse ausgefüllte Linien hervorgebracht werden.

Es gebietet an der Zeit, näher auf die Töpferei der Urzeit einzugehen, welche ohne Zweifel einmal die interessantesten Aufschlüsse über die Entwicklung der Kunst im Allgemeinen gewähren wird; ich begnüge mich, beizufügen, dass die Töpferscheibe in dieser Zeit unbekannt war und alle Gefässe aus freier Hand geformt wurden, und das macht es uns erklärlich, dass selbst bei gleichen Formen nichts Schablonenhaftes vorkommt, und dass uns jedes einzelne Stück in einer Weise anmuthet, als ob die Bildnerin ihr ganzes Wesen in dasselbe gelegt hätte. Sieht man eine grosse Reihe dieser verschiedenen Gefässe vor sich, so offenbart sich ein so entschiedener Charakterzug in denselben, dass man zweifeln könnte, ob sie denn in Wirklichkeit aus der

Hand der Frauen hervorgegangen seien. Ich bin jedoch in der glücklichen Lage, meine freundlichen Zuhörerinnen darüber vollkommen beruhigen zu können, denn eine der Töpferinnen drückte gelegentlich einmal in muthwilligem Scherze die Spitzen ihrer fünf Finger in den Boden des eben fertig gestellten Gefässes und prägte damit demselben gewissermassen die Fabriksmarke auf. Sie werden Gelegenheit haben, an einem Gypsausgusse dieser Fingereindrücke insbesondere die zierlichen wohlgeformten Nägel zu bewundern, und wenn diese weitere Schlüsse gestatten, dann dürfte die sonst wohl rauhere Wirklichkeit hinter der idealen Auffassung einer Pfahlbaubewohnerin in diesem Bilde hier nicht allzu weit zurückbleiben.

Es ist bemerkenswerth, dass in dieser Periode die Kinder ihren Zeitvertreib sehr oft darin suchten, ihre eigenen kleinen Töpfchen zu kneten; man findet letztere besonders in den Pfahlbauten in grosser Zahl und in einer zuweilen rührend kindlichen Ausführung. Diese Erscheinung spricht ganz entschieden gegen einen gewerbmässigen Betrieb der Töpferei in der älteren Pfahlbautenzeit; nur das Beispiel der Mutter konnte so anziehend wirken.

Die häufigen Brände in den Pfahlbauten und die staunenswerthe conservirende Kraft des Grundes der Seen und Moore gaben uns die Möglichkeit, noch in eine andere Art der weiblichen Kunst Einblick zu gewinnen, nämlich in die des Spinnens und Webens. Ich habe schon mitgetheilt, dass den Pfahlbauleuten der Lein.

bekannt war; Leinsamen findet sich nicht selten in den Brandresten, es ist nicht zweifelhaft, dass er zu keinem andern Zwecke aufbewahrt wurde als zum Behufe des Anbaues.

Wir haben aber auch an verschiedenen Orten allerlei Geräthe zur Bearbeitung des Flachses selbst gefunden, wie z. B. aus Rippen gemachte Flachshecheln, Spindeln, Spinnwirteln, Spulen, Haspelbestandtheile, Geräthe zum Zwirnen, Gewichte für den Webstuhl, Pfriemen, Nadeln, Steine zum Glätten der Nähte und andere Dinge, die beim Spinnen, Weben und Nähen verwendet worden sind. Aber nicht blos derartige Geräthe, deren Material — Bein, Stein und Thon — der Zersetzung einen längeren Widerstand leistet, sondern auch die so leicht vergänglichen Erzeugnisse aus der Leinfaser selbst haben sich wie durch ein Wunder erhalten, und so besitzen wir in unseren Museen neben jenen dauerhafteren Dingen und neben Leinsamen und Flachsbuscheln auch Gespinnste, Fäden, Proben von Leinwand, Zwirn, Angelschnüre und Bruchstücke von Fischnetzen.

Damals war es hie und da Gepflogenheit, auf den Thongefassen die Ornamente durch Eindrücken von Schnüren und Fäden in die noch weiche Masse hervorzubringen, was uns Gelegenheit giebt, die verschiedenen Arten derselben kennen zu lernen. Wir finden sie da schwächer und stärker gedreht und in verschiedener Dicke bis zu einer staunenswerthen Feinheit, welche fast zu Zweifeln herausgefordert hätte, wenn nicht späterhin die Fäden selbst gefunden worden wären.

Im Allgemeinen ist die Leinwand jedoch grob, wie es ja nicht anders zu erwarten ist, doch steht sie an Feinheit der in den Bauernhöfen vieler Gegenden erzeugten Hausleinwand nicht nach, ja übertrifft sie zuweilen.

Der Pfahlbau im Laibacher Moore hat uns eine grosse Zahl von Geräthen, die beim Spinnen und Nähen Verwendung fanden, geliefert, insbesondere schöne Nähnadeln, deren ausserordentliche Glätte heute noch den Fleiss der Frauen jener Zeit bezeugt. Man fand dort auch kleine Thonfiguren, wahrscheinlich Idole, darunter mehrere Exemplare der menschlichen Büste, die auf Brust und Rücken verschiedenartige Ornamente zeigen, welche offenbar die Verzierung der Kleider darstellen sollen. Man wird vielleicht hierin nur farbige Nähte oder aufgenähte buntgefärbte Flecken, besonders auf der glatten Aussenseite des Pelzwerkes erkennen dürfen, allein es ist möglich, dass durch diese Ornamente auch schon eine wirkliche auf der Leinwand angebrachte Stickerei zur Darstellung gelangen sollte: denn man hat in der That in den Pfahlbauten der Schweiz mehrmals verkohlte Leinwandreste mit zierlich gemusterter wirklicher Stickerei aufgefunden, und man ist fast versucht zu glauben, dass sich diese Kunst in der Schweiz, die ja bekanntlich in der Stickerei auf Leinen Vorzügliches leistet, seit jener Zeit durch mehr als 3000 Jahre hindurch von Mutter auf Tochter bis auf den heutigen Tag vererbt habe.

Ich kann von diesem Theile der weiblichen Thätigkeit, von der primitiven Töpferei und Weberei nicht scheiden, ohne noch einen Rückblick darauf zu werfen.

Die bisherigen Ergebnisse der Urgeschichtsforschung, insbesondere die grossartigen Aufschlüsse Schliemann's haben dargethan, dass die Zustände aller Culturländer der Erde vordem keine anderen gewesen sind, als wir sie noch heute in den Pfahlbauten beobachten können.

Auch die Griechen mussten sich einst mit Werkzeugen aus Stein behelfen, auch sie zerklopften einst ihr Getreide zwischen Steinen zu rohem Mehle, auch sie formten ihre Töpfe ohne die Drehscheibe, ihre Ornamente sind weder reicher, noch schöner, und die aus Thon gekneteten menschlichen und thierischen Figuren, welche Schliemann in Mikenae fand, unterscheiden sich in ihrer auffallenden Rohheit in keiner Weise von jenen aus dem Pfahlbau im Mondsee und aus den gleichzeitigen Ansiedlungen Ungarns und Italiens.

Aber nicht nur die Cultur Griechenlands, sondern auch jener Länder, aus denen die Griechen Anregung und Muster holten, beruhten auf analogen Zuständen: der Boden Iliums und des übrigen Kleinasien, Persiens, ja selbst der uralten Culturländer Indien und Aegypten lieferte die unzweideutigsten Belege für dieselben.

Die Kunst ist also nicht wie Minerva in voller Rüstung aus Jupiters Haupt gesprungen, sie hat sich wie alles Natürliche und Menschliche aus kleinen Keimen entwickelt, und wir können daher mit Recht sagen, dass zwischen den idealen Götterbildern der Griechen und jener primitiven Kunst, Töpfe aus Thon zu formen, ein geistiger Zusammenhang besteht. Der Thon lieferte die erste Materie für die plastische Kunst, und in ähnlicher

Weise verhält es sich mit der Weberei, in welcher wir die Anfänge der zeichnenden und mit Farben operirenden Kunst erblicken müssen. Da aber die Töpferei und Weberei auf allen primitiven Culturstufen in den Händen der Frauen liegt, und da wir dies für unsere Länder speciell nachweisen können, so mache ich keinen Fehlschluss, wenn ich sage, dass wir die erste Anregung und die Keime aller Kunst aus den Händen der Frauen erhalten haben.

Zur Vervollständigung meiner Mittheilungen über das Gewand habe ich noch beizufügen, dass in den Pfahlbauten auch Schnüre, Stricke und insbesondere geflochtene, mattenartige Stoffe aus Lindenbast gefunden wurden. Ob die letzteren zum Belegen des Fussbodens dienten oder auch als Obergewand benützt wurden, lässt sich nicht mehr sagen, doch ist beides wahrscheinlich. Gürtel und Kleider aus Lindenbast sind noch in späterer, selbst in historischer Zeit getragen worden, doch nur von Knechten und Mägden. Mit gutem Bedacht können wir aber sagen, dass das zumeist übliche Obergewand aus der Wolle der zahlreich gezogenen Schafe verfertigt worden sein mag; bunt ausgenähtes Pelzwerk war selbstverständlich nicht ausgeschlossen, das Material dazu war in Fülle vorhanden, und die schon erwähnten Thonfiguren aus dem Laibacher Pfahlbau lassen mit einiger Sicherheit darauf schliessen. Das Gewand wurde durch Knochenadeln und zugespitzte Holzstückchen, um den Leib vermuthlich durch einen Gürtel von Bast oder Leder zusammen gehalten. Knöchernerne, aus der Fibula von Thieren



Die Frau der Pfahlbauzeit.

gefertigte, mit einem natürlichen Köpfchen versehene Nadeln dienten wahrscheinlich zur Festigung der Haare.

Schmuck war nur spärlich vorhanden, da die hiezu so geeigneten Metalle damals gänzlich fehlten. Mit besonderer Vorliebe wurden Schnüre von runden, aus weissem harten Stein, aus Muschelschalen, aus gebrannten Knochen und aus Thon gefertigten Perlen getragen, welche zuweilen ein thalergrosses, rundes, mit farbigen Tupfen belegtes Mittelstück enthielten. Ob die in allen Pfahlbauten sehr zahlreich vorkommenden, an der Wurzel durchbohrten Zähne der verschiedenen Thiergattungen, insbesondere der Jagdthiere als eine Art Trophäe bloss von den Männern oder auch als Schmuck von Frauen, als Amulet von Kindern getragen wurden, ist nicht mit Gewissheit zu sagen, immerhin aber beides sehr wahrscheinlich. Es ist noch heute hie und da üblich, Kindern Bärenzähne oder sogenannte Zahnperlen zur Beförderung des Zahnens umzuhängen; bestimmt aber wissen wir, dass unsere germanischen Urmütter durchbohrte Zähne als Schmuck getragen haben, was aus dem nordischen Gedichte von Wieland dem Schmied hervorgeht, welcher aus Rache die Söhne des Königs Nidudur tödtet, aus deren Zähnen ein Brustgeschmeide macht und es ihrer Schwester Bödville sendet.

Nach Allem, was wir über die Zustände der sogenannten jüngeren Steinzeit oder, was gleichbedeutend ist, der ältesten Periode der Pfahlbauten wissen, war die Cultur derselben keine so geringe, als es bei den beschränkten Hilfsmitteln den Anschein hat. Bedenken

wir, dass die Zustände in der damaligen Zeit in Italien, in Griechenland und selbst an der Küste Kleinasiens keine anderen waren. Wenn nun auch der Anlass zur rascheren Entwicklung nicht von den Völkern ausgegangen zu sein scheint, die wir bisher im Auge hatten, so bedurfte es bei ihrer für den Fortschritt empfänglichen und activen Naturanlage doch überhaupt nur eines solchen Anstosses, um ihre Entwicklung zu beschleunigen.

Ein solcher Anstoss ward durch die Kenntniss der Metalle gegeben. Zuerst kamen Gold und Kupfer in den Besitz der Menschen; doch nur letzteres ward wegen seiner grösseren Menge und Eignung zu Geräthen von durchgreifender Bedeutung, aber erst dann, als nach einer kurzen Periode des alleinigen Gebrauches von Kupfer das Zinn, gewissermassen als neues, wenn auch nicht selbstständiges Culturelement hinzutrat. Beide Metalle in Verbindung — die Bronze — liefern nicht nur prächtigen Schmuck, sondern auch vortreffliche Werkzeuge, welche die Steinwerkzeuge bald völlig verdrängten und die schaffende und selbstbewusste Kraft des Menschen um ein bedeutendes Mass erhöhten.

Die Bronze trat alsbald die ausschliessliche Herrschaft an, indem sie nicht nur allgemein zu Schmuck, sondern auch zu Waffen und Werkzeugen in Verwendung kam. Aber nicht blos an der erstaunlichen Menge der Geräte aller Art, sondern ganz insbesondere auch an den vollendet schönen Formen, die nur die natürliche Beschaffenheit dieses neuen Materiales zuließ und da-

durch wieder förderte, können wir die hohe Bedeutung der Bronze ermessen.

Es ist begreiflich, dass mit der Einführung des Erzgusses und sodann der Schmiedekunst die gesellschaftlichen Zustände andere werden mussten; die nächste Folge war die, dass die Industrie im Hause allmählig an Bedeutung verlor, da sich wegen der schwierigeren Bearbeitung der Metalle alsbald ein gewerbsmässiger Betrieb der Metallurgie einstellen musste. Es ist zweifellos, dass schon die Erzeugung der Steingeräthe eine Art von Handwerk hervorgerufen hat; um so mehr war das der Fall bei der Bearbeitung der Metalle, für die sich nacheinander der Erzgiesser, dann der Bronze- oder Kalt schmied zugleich mit dem Eisen- oder Feuerschmied einfanden. Mit der durch diese Theilung der Arbeit mächtig geförderten Technik stellte sich auch eine üppige Entwicklung des Formsinnes ein, welche nicht nur in der Schönheit der Formen, sondern auch in der Mannigfaltigkeit derselben und in dem Reichthume der Ornamente ihren Ausdruck fand, welcher sich aber alsbald nicht auf die Gegenstände aus Metall beschränkte, sondern auch in anderen Reihen menschlicher Erzeugnisse ihr Genügen suchte.

Dieser Einfluss der Metallurgie machte sich zunächst in der Töpferei geltend, die mehr und mehr aus den Händen der Frauen genommen und zu einem selbstständigen Gewerbe wurde; alle Funde von Gefässen der späteren urgeschichtlichen Perioden machen es deutlich, wie der

Töpfer mit dem Erzgiesser „gewissermassen als Nachbar arbeitete“.

In ähnlicher Weise geschah es allmählig mit der Weberei. Für das Weben eines schlichten Linnenstoffes waren die weiblichen Kräfte gewiss ausreichend; allein der Salzberg in Hallstatt lieferte auch schon in einer grossen Vollkommenheit gefertigte Stoffe, welche zum Theile glatt, zum Theile in einfachem oder doppelten Croissée gewebt sind oder derartig gewebte Borduren oder eingewebte Muster haben. Einzelne dieser Stoffe sind so fein, dass sie dem gegenwärtigen nichts nachgeben.

Einesolche Vervollkommnung der Gewebesetzt nicht nur eine grosse Uebung und weitgehende Geschicklichkeit im Spinnen voraus, das auch in dieser Periode ausschliesslich in den Händen der Frauen verblieb, sondern auch schon einen sehr complicirten Webstuhl. Dazu gesellten sich auch erhöhte Ansprüche, die man und zumeist wohl von Seite der Frauen selbst auf die Farben der Stoffe machte, und denen nicht so leicht mehr Genüge geleistet werden konnte.

So wurde ein Zweig häuslichen Betriebes um den andern den Frauen genommen, und wahrlich nicht zum Nachtheile für den allgemeinen Culturfortschritt. Wie jede Theilung der Arbeit, so gestattete auch diese nicht nur eine Vervollkommnung der Erzeugnisse, sie gab auch der Frau die Möglichkeit, nunmehr im erhöhten Masse Frau und Mutter zu sein, und das hat gewiss den Fortschritt mehr gefördert, als wenn sie heute noch am Webstuhl wirkte oder Töpfe formte.

Darum ist denn auch das ideale Bild der Frau, das wir uns aus den Funden dieser späteren Perioden der Urgeschichte, namentlich jener, in welcher zur Verwendung der Bronze als Schmuck jene des Eisens zu Werkzeugen und Waffen hinzutrat, also in jener Zeit, die sich in dem Grabfelde von Hallstatt in glänzender Weise offenbart, ein um so schöneres.

So prächtig wir uns aber eine Frau der Hallstätter Periode in ihrem reichen Schmucke vorstellen müssen, so wäre es doch sicher verfehlt, sie lediglich als müssige Puppe zu betrachten. Es gab auch jetzt noch in der gesammten Haus- und Feldwirthschaft alle Hände voll Arbeit, und wenn auch von den vornehmeren Frauen in dieser Zeit vielleicht nur mehr das Spinnen, Sticken und ähnliche Arbeiten geübt wurden, so waren doch die ärmeren sicher noch lange genug am Webstuhl und bei der Töpferei thätig oder doch behilflich.

Es würde die mir zugemessene Zeit nicht genügen, die Wirksamkeit der Frauen in der nach ihrem wichtigsten Fundorte sogenannten Hallstätter Periode noch weiter in ihren Einzelheiten zu erörtern; dagegen will ich bei dem zweiten Bilde, das Sie vor Augen haben, noch kurz verweilen.

Wie die Frau in der frühesten Pfahlbauzeit, stelle ich mir auch die Frau des vorgeschichtlichen Hallstatt als gross von Statur — die an den Skeleten erhobene Mittelgrösse beträgt 5 Fuss 4 Zoll, ein sehr bedeutendes Maass — dann als hellblond und blauäugig vor, und zwar mit um so mehr Recht, als dieselben dem grossen Volke

der Kelten angehörten, deren blondes Haar, blaue Augen, und weisse Haut von den alten Schriftstellern übereinstimmend hervorgehoben werden.

Wie in der früheren Periode umschliesst ein weisses Linnenkleid den Körper, worüber dann ein mantelartiges Oberkleid aus Schafwollstoff gelegt war; gleichzeitige Funde in der Schweiz lassen dagegen vermuthen, dass dort das Linnenkleid oberhalb getragen wurde.

Das Unterkleid wurde unter dem Halse mittelst einer kleineren Spange oder sogenannten Fibula geschlossen und über den Hüften durch einen 2—4 Zoll breiten, reich und mannigfaltig ornamentirten Bronzegürtel zusammengehalten. Vom Gürtel hingen nicht selten trapezförmige Bronzebleche, sogenannte Klapperbleche, zuweilen auch Stangenketten, ja selbst schürzenförmige, aus vielen und verschiedenen Gliedern zusammengesetzte Gehänge herab, so dass eine derartig geschmückte Schöne nicht nur durch flimmernden Glanz der goldfarbigen Bronze, sondern auch durch das Geklingel der Gehängstücke sich schon von Weitem vernehmbar machte. Bei slavischen Völkern waren in noch viel späterer Zeit sogar kleine Schellchen an die Kleider angenäht.

Das verschieden gefärbte Obergewand wurde an den beiden Schultern durch grössere Spangen festgehalten, so dass man vermuthet, dass es aus zwei Theilen bestand, welche vorn und rückwärts mantelartig herabhingen und die Arme freiliessen.

Es wurden übrigens auch sonst, wo es nur anging, Spangen oder Fibeln angebracht, die zuweilen ebenfalls



Die Frau der Hallstädter-Periode.

mit Gehängstücken versehen waren, und ausser dem Gürtel mitunter auch eine Schärpe aus Bronze von der linken Schulter zur rechten Hüfte angelegt.

Das Haar scheint nicht schlicht herabhängend, sondern durchaus genestelt getragen und wohl gepflegt worden zu sein, worauf die vielen Nadeln deuten, die man hier sowohl als in der Schweiz wie eine Aureole um den Kopf gereiht fand. Zuweilen wurde das Haar auch mit Bronzeringen zusammengehalten.

An den sonst einfach gehaltenen Ohrringen hingen kleine schellenförmige Anhängsel.

Von besonderer Schönheit und Mannigfaltigkeit, und zuweilen von einer erstaunlichen Grösse waren die Arm-bänder, die an einem oder beiden Handgelenken in einfacher oder mehrfacher Zahl getragen wurden. Auch der Oberarm erhielt zuweilen seinen Reifen; auffallend ist, dass die Finger wohl ebenfalls, aber nicht in demselben Masse mit Ringen versehen waren.

Ein fast in ganz Europa sehr beliebter Schmuck war der Bernstein, der meist von der Küste der Ostsee her eingehandelt, sicher aber auch aus anderen Gegenden bezogen wurde. Man hat daraus Perlen von verschiedener Grösse und Form gemacht und sie zu Hals- und Brustschmuck in oft sehr reicher Anzahl und geschmackvoller Anordnung zusammengestellt. Fast ebenso häufig kommen Ketten von verschiedenen Glasperlen vor.

Endlich wurden auch die Füsse mit Schmuck bedacht, nämlich mit Ringen aus Bronze; Schuhe nach unserer Art waren noch nicht im Gebrauche, man ver-

wendete statt derselben ein Stück Leder, das mit Riemen an den Fuss gebunden würde.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet sich bei den Armringen, welche durch ihren verhältnissmässig kleinen inneren Umfang auffallend sind, so dass es schwer zu begreifen ist, wie sie angesteckt werden konnten: Ein Biegen um den Arm ist bei der Dicke und Sprödigkeit des Metalles entschieden ausgeschlossen, und will man nicht an ein Anlegen dieses Schmuckstückes in der Zeit denken, da das Mädchen zur Jungfrau, der Knabe zum Jüngling ward, so erübrigt nichts Anderes, als feine und sehr schmiegsame Hände vorauszusetzen, denen das Durchschlüpfen leicht war. Wie man mir sagt, sollen derartig gebildete Hände insbesondere mit Rücksicht auf die schon erwähnte stattliche Körpergrösse, wie sie Frauen dieser Zeit besaßen, zu den Vorzügen weiblicher Schönheit gehören, und wir fänden, wenn unsere Voraussetzung richtig ist, in ihnen eine merkwürdige Analogie zu den feinen, wohlgebildeten Nägeln der Töpferinnen in der vorausgegangenen Pfahlbauzeit.

Die Frauen mögen wohl selbst ihrer Schönheit bewusst gewesen sein, denn wir wissen aus ihrer Hinterlassenschaft, dass sie gar sehr auf die Pflege derselben bedacht gewesen sind. Das bezeugt nicht allein der reiche Schatz ihres Schmuckes, sondern auch der Besitz von allerlei Toilette-Artikeln, auf die sie einen solchen Werth gelegt haben, dass sie ihnen zuweilen mit in das Grab gegeben werden mussten. Wir finden darunter Messer, Pfriemen, Nadeln, zierliche Ohrlöffelchen, kleine gabel-

förmige Geräthe und Häkchen und besonders häufig kleine Pincetten; die meisten dieser Gegenstände waren mit einem Ohr offenbar zum Anhängen an den Gürtel versehen.

Die kleinen gabelförmigen Apparate und die eigenthümlich geformten Häkchen waren offenbar zum Putzen der Nägel bestimmt; bei den Pincetten aber, die wohl im Allgemeinen zu verschiedenen Zwecken verwendet worden sein mögen, kann ich mich des begründeten Verdachtes nicht erwehren, dass sie Geräthe einer schon sehr verfeinerten Toilettkunst gewesen sind und hauptsächlich zum Ausraufen der Haare gedient haben.

Wenn man ein wahres und vollständiges Bild der Frauen in dieser Periode entwerfen will, darf man sich nicht auf die Aufzählung der bisher beschriebenen Aeusserlichkeiten beschränken, man muss auch auf die Geistes- und Gemüthsbildung derselben eingehen, wozu wir durch die reichen Funde, insbesondere die Grabfunde befähigt werden.

In dieser Absicht möchte ich zunächst einem Tadel begegnen, den man gegen die ganze Periode erhoben hat. Ich muss vorausschicken, dass sich nicht nur die Frauen in der bisher beschriebenen Weise mit reichem Schmuck versahen, sondern auch die Männer, denn auch diese trugen Spangen, Gürtel und Schärpen aus Bronze, Klapperbleche, Arm- und Fingerringe und ähnlichen Zierat, wozu noch die Vorliebe für glänzende Waffen kam. Man hat also Frauen und Männern ohne Unterschied Prunksucht und Eitelkeit vorgeworfen und diese

Eigenschaften als nationalen Grundzug aller Kelten, zu denen die einstigen Bewohner der gesamten nördlichen Alpenländer gerechnet werden, erklärt; ja man wollte diese Nationaleigenschaft in den Franzosen, die in ihrer Hauptmasse ebenfalls Nachkommen der Kelten sind, unverändert und als Beleg für die Stammesverwandtschaft wiederfinden. Es mag nun richtig sein, dass in dem gehäuften, flimmernden und klingenden Schmucke ein gewisses Mass von Eitelkeit und Selbstbewusstsein steckt, allein es war nicht blos einer Nation allein, sondern einer ganzen Periode eigen, den Germanen, Italern, Griechen, Asiaten nicht minder als den Kelten, denn wir stossen im Gebiete aller dieser Völker mehr und mehr auf gleichartige, und zwar ebenso reiche und ebenso mannigfaltige Funde von Schmuckgegenständen aus Bronze.

Es war auch ganz natürlich, dass, als man einmal dieses schöne Metall und seine Bearbeitung sich vollständig angeeignet hatte, die Freude an dem Besitze desselben eine grosse sein musste und sich nicht blos in dem Verlangen äusserte, es zu Werkzeugen zu verarbeiten, sondern auch Schmuck daraus zu verfertigen, besonders seit für die Verwendung zu Werkzeugen und Waffen das Eisen eingetreten war und eine grosse Menge von Bronze für die Anfertigung von Schmuck disponibel wurde.

Endlich muss man bei aller Strenge doch zugestehen, dass man selten auf eine wirkliche Ueberladung und kaum in einem Falle auf eine Geschmacklosigkeit gestossen ist.

Die meisten dieser Schmuckgegenstände zeigen nicht bloß eine vollendete Technik, sondern auch so gefällige und wahrhaft schöne Formen, dass man, wie wir das ja eben auch den heutigen Franzosen zugestehen müssen, doch wenigstens das Recht, auf den guten Geschmack stolz zu sein, nicht bestreiten kann. Und wenn es schliesslich auch sicher ist, dass ein grosser Theil dieser mannigfachen Schmuckgegenstände unserer Vorfahren fremden Ursprungs und nur ein kleinerer Theil eigenes Erzeugniss ist, so giebt schon die Thatsache allein, dass sie an all' den Dingen Gefallen fanden und sich in ihren Besitz gesetzt haben, ein glänzendes Zeugniss für ihren Schönheitssinn und für eine ausserordentlich rege und erfolgreiche Betriebsamkeit, denn nur durch sie konnten sie die Mittel herbeischaffen, sich in den Besitz der ersehnten Schätze an schönen Waffen und Schmuck zu bringen.

Wenn über all' das und über den Grad und die Entwicklung ihrer Geistesanlagen noch ein Zweifel bestehen könnte, so würde er durch den Hinweis auf die hohe Cultur, welche nicht nur die Kelten Frankreichs, sondern auch die der nördlichen Alpenländer schon lange vor der Ankunft der römischen Kriegsheere erreicht hatten, beseitigt werden.

Während der Zeit der Römerherrschaft sehen wir nicht nur Noricum, sondern auch die Nachbargebiete dicht bevölkert; die uns von den alten Schriftstellern überlieferten Namen und die gesammelten Funde geben uns Nachricht von zahlreichen blühenden Orten; viel

bedeutender war noch der Wohlstand in der Zeit, ehe die Römer eingedrungen und sich des Landes mehr durch diplomatische List als durch ruhmvolle Kriegsthaten bemächtigt und die Einwohner zu Knechten gemacht hatten.

Es ist kaum je eine Stätte aufgeschlossen worden, welche einen solchen Reichthum des Volkes bezeugt hätte; wie jene zu Hallstatt mit ihren unübertroffenen Schätzen an Schmuck, Waffen und Geräthen aller Art. Konnte man eine Zeit lang glauben, dass ein so grosser Reichthum vereinzelt und gerade nur hier angehäuft sei, wo eine unerschöpfliche Menge von Salz die Mittel bot, ihn herbeizuschaffen, so belehren uns die Erfahrungen der letzten Jahre eines Andern. Ich darf mit Recht auch auf die schon vor der Römerzeit bebauten Salzlager von Hallein und Hall, auf die ebenso alten Gold- und Kupfergruben in den Alpen verweisen, in deren Nähe sich ein gleicher Reichthum angesammelt haben wird; ja heute treten die grossen Funde von Zirknitz, Watsch, St. Margarethen, St. Lucia an die Bedeutung des Hallstätter Grabfeldes heran und lassen in Gemeinsamkeit mit den zahlreichen Einzelfunden schliessen, dass Volksmasse und Wohlstand in gleicher Weise durch das ganze Alpenland, ja, wie wir nun mehr und mehr inne werden, im ganzen Norden verbreitet gewesen sind.

Noch ehe ein Römer seinen Fuss auf ihren geheiligten Boden setzte, hatten es die Bewohner der Alpenländer verstanden, die Schätze ihres Landes mit Geschick und Fleiss auszubeuten. Ihr Ackerbau war ausreichend,

ja ihr Pflug war vollkommener als der römische; schon damals wussten sie die Producte ihrer Wälder zu verwerthen, und ihre Viehzucht hatte sogar einen gewissen Ruf wegen des Milchreichthums ihrer Kühe; ihre Salzquellen hatten sie zu Quellen des Reichthums gemacht, das Gold der Tauern und das norische Eisen waren weltberühmt, Schiffahrt und Handel versorgten die Nachbarvölker mit dem Ueberfluss ihrer Erzeugnisse.

Dass die Frauen dieser Zeit an der hohen Entwicklung der Cultur vollen Antheil genommen haben, ergibt sich aus Allem, was ich bis jetzt über sie gesagt habe, von selbst. Bisher lässt nicht ein einziger Fund auf eine untergeordnete Stellung der Frau schliessen, vielmehr sehen wir in allen Verhältnissen die Frau als vollkommen gleichberechtigt; sie ist überreich mit Schmuck bedacht und in ihrem Tode werden ihr dieselben Ehren erwiesen wie dem Manne, ja ich möchte sogar in der weitgehenden Gleichartigkeit des Schmuckes bei dem Manne wie bei der Frau einen gewissen ritterlichen Zug bei dem ersten erkennen, durch den er seine Werthschätzung der Frau zum Ausdruck bringt.

Allein nicht blos über die intellectuellen Anlagen der Frauen und über ihre gesellschaftliche Stellung geben uns die Reliquien jener Periode schätzenswerthe Aufschlüsse, sie setzen uns auch in den Stand, vielfache, und zwar sehr rühmliche Züge aus dem Gemüthsleben derselben zu ermitteln. Man sollte freilich glauben, dass hierüber nur Worte, also schriftliche Monumente zu berichten vermögen, und da uns diese

fehlen, so wird meine Behauptung vielleicht gewagt erscheinen.

Es ist auch in der That richtig, dass menschliche Artefacte an sich, und Anderes ist uns aus jener Zeit nicht erhalten, nur über die geistige Befähigung ihrer Urheber, aber keineswegs über deren Gemüthsleben Zeugnis zu geben vermögen, und so hat es allerdings den Anschein, dass uns ein Einblick in das letztere für immer verschlossen ist.

Und doch, wo wir in der glücklichen Lage sind, die Ueberreste jener entschwundenen Perioden in ihrem Zusammenhange und ihren vielerlei Beziehungen zum Menschen beobachten zu können, dort vermögen wir auch einen Blick in die Tiefen des menschlichen Gemüthes zu senken, der uns oft deutlichere und sicherere, weil unmittelbare Kunde bringt, als es Worte und schriftliche Berichte können.

In einem solchen Zusammenhange finden wir die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren in ihren einstigen Wohnstätten, vorzüglich aber in ihren Gräbern. Wir können ja schon im Allgemeinen ein Volk in seiner Gesammtheit darnach beurtheilen, wie es seine Todten gehrt hat, und im Besonderen finden wir in den Gräbern und in ihrem Inhalte die schönsten Aufschlüsse über das Familienleben, über Freundschaftverhältnisse, über Recht und Sitte einer längst entschwundenen Vorzeit.

Muss es uns nicht innig rühren, wenn wir wiederholt die Wahrnehmung machen, dass man beispielsweise den Kindern nebst dem Schmuck ihr Spielzeug, zuweilen

auch einen Singvogel ins Grab, d. i. ins Jenseits mitgegeben hat? Welch' tiefen Einblick eröffnen uns solche Funde in das Familienleben und in den Kreis der religiösen Vorstellungen einer Zeit, die dem Beginne unserer christlichen Aera lange vorhergegangen, und die wir, um ein geläufiges Wort zu gebrauchen, tief in der Finsterniss des Heidenthums begraben wähten! Hat ja doch schon die Sitte selbst, den Verstorbenen ihre Lieblingsgegenstände mitzugeben, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen in vollem Schmucke zu bestatten, etwas tief Ergreifendes an sich. In vielen Fällen wurden Speise und Trank, Stahl und Feuerstein, und, wie schon erwähnt und namentlich in Frauengräbern, Singvögel, Hennen, Hunde und Habichte, sei es als Todtenopfer, sei es als die Lieblinge, dem Todten mitgegeben, dass er sie im Jenseits nicht entbehren möge.

Ich darf nicht verschweigen, dass damals wohl auch die Frauen selbst, Knechte und Mägde dem Gatten und Herrn in den Tod folgten, nicht selten als ein Flammenopfer, ebenso oft aber gewiss aus treuer Liebe und Anhänglichkeit und in der unerschütterlichen Zuversicht auf die Vereinigung im Jenseits. Eine der grossartigsten Grabstätten dieser Art hat Dr. Wankel in der Bičyskála-Höhle in Mähren entdeckt, wo die Leiche eines Königs beigesetzt wurde. Dreissig bis vierzig Menschen beiderlei Geschlechtes, darunter wohl auch seine Gattin, hatten sterben müssen, um ihn ins Jenseits zu begleiten; alle waren mit dem reichsten Schmucke, mit Gefässen voll

Speisen und Getränken versehen, dem Könige selbst ward sein Streitwagen beigegeben.

Auf Grund dieser Sitten ward es uns möglich, die zärtlichsten Verhältnisse der Frauen zum Gatten, zu den Kindern, zu den Freundinnen zu constatiren. So finden wir in vielen Fällen Ehegatten neben einander in die Erde gebettet, auch dann, wenn nicht gerade eine gleichzeitige Beerdigung Beider stattgefunden hatte; ja selbst Familiengräber; die Reste der Ehegatten und Kinder enthaltend, wurden aufgefunden. In einem Falle wurde der geschmückten Frau ihr vierjähriges Kind auf den Schooss gelegt, in einem andern Falle einem Manne die reich geschmückte Tochter an die Seite bestattet, ihr Kopfruhe auf seinem Schoosse. Züge rührendster Freundschaft treten uns entgegen, sowohl zwischen Männern als zwischen Frauen. In Hallstatt fanden sich in einem Grabe zwei Freundinnen mit verschlungenen Armen; sie waren reich geschmückt mit Armringen, Gehängen um den Hals und Haarnadeln, die Kleider, mit denen sie bestattet wurden, waren mit Spangen zusammengehalten; ein mit Bronzenägeln und Blechstücken besetzter Gürtel umschlang beide gemeinschaftlich. „Offenbar,“ sagt Freiherr von Sacken in seinem berühmten Buche über das Grabfeld von Hallstatt, „wollte man hier eine besondere Liebe und Anhänglichkeit ehren; und es machte einen wunderbar ergreifenden Eindruck beim Aufgraben, dem Ausdruck eines tiefen, edlen Gefühles, das vor vielen Jahrhunderten zwei Menschen durchdrang, vor Augen zu sehen.“

Die Zeit drängt zum Schlusse meiner Mittheilungen; dennoch muss ich für wenige Augenblicke noch Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn ich fürchte ein schweres Unrecht zu begehen, wenn ich bei meiner Besprechung der Frauen in der Urgeschichte nur die Frauen der Vergangenheit im Auge behielte und nicht auch jener gedenken würde, die unter uns leben. Ich meine hier jene Frauen, welche sich in erfolgreicher und ruhmvoller Weise an der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Urgeschichte betheilig haben. Mit aufrichtiger Anerkennung nenne ich den Namen des Fräuleins Buchheim, aus der gräflichen Familie der Buchheim stammend, derzeit Custodin des berühmten grossherzoglichen Museums in Schwerin, der Frau Schliemann, Gattin des Dr. Schliemann, in Athen, des Fräulein Virchow, Tochter des berühmten Gelehrten, in Berlin, des Fräuleins Sophie von Torma in Broos, einer eifrigen Sammlerin; Allen voran aber leuchtet der Name des Fräuleins Mestorf, Custos des grossartigen königlichen Museums in Kiel, welche sowohl durch selbstständige geistreiche Arbeiten sich an unseren Forschungen betheiligt, als auch durch Uebersetzung zahlreicher urgeschichtlicher Werke zwischen deutscher und nordischer Gelehrsamkeit in erfolgreichster Weise vermittelt.

Mögen sie bald eifrige Nachfolgerinnen finden!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1883

Band/Volume: [23](#)

Autor(en)/Author(s): Much Matthäus

Artikel/Article: [Die Frauen in der Urgeschichte. 145-187](#)